



Legendäre Produktivität: Klaus Huhn, geboren am 24. Februar 1928 in Berlin, gestorben am 20. Januar 2017 ebendort

Ein linker Sportsmann

Zum Tod des Journalisten Klaus Huhn. **Von Christof Meueler**

■ Am vergangenen Freitag verstarb der Journalist und frühere Sportfunktionär Klaus Huhn im Alter von 88 Jahren in Berlin. Für diese Zeitung schrieb er seit den 90er Jahren zahlreiche Artikel. In Erinnerung an ihn veröffentlichen wir hier den Nachruf des Kollegen Christof Meueler sowie zwei Artikel von Klaus Huhn im Nachdruck, die am 20. März 2012 bzw. am 6. August 2016 in *jW* erschienen sind (deren erster in gekürzter Fassung). (iW)

Als die DDR 1961 die Berliner Mauer baute, stellte die BRD nicht etwa den innerdeutschen Handel ein, sondern den Sportverkehr. Gleichzeitig startete aber bei den Olympischen Spielen 1964 in Innsbruck und Tokio noch eine gesamtdeutsche Mannschaft. Klaus Huhn, der insgesamt 38 Jahre Sportchef des *Neuen Deutschland* war, kämpfte also an vorderster Front im Kalten Krieg.

Und zwar für die DDR, auch wenn sein Vater Willy Huhn als erster Notenbankpräsident der DDR wegen absurden politischen Vorwürfen 1950 abgesetzt worden war und Hugo Eberlein, der erste Mann seiner Mutter, als Mitbegründer der KPD 1941 in Moskau Stalins »großem Terror« zum Opfer gefallen war. Klaus Huhn erzählte gern von einer Begegnung mit dem mexikanischen Maler David Alfaro Siqueiros, der ihm Ende der 60er Jahre gesagt hatte, dass ein Kommunist verlieren können muss – um dann gründlich darüber nachzudenken, was er nach der Niederlage macht. Deshalb waren er und sein Bruder Werner Eberlein für den neuen sozialistischen Staat. Wenn Klaus Huhn heute auf Wikipedia »als linientreuester Sportjournalist der DDR«

bezeichnet wird, ist das eher komisch, eben weil Klaus Huhn diese »Linien« entscheidend mitbestimmte. Als Journalist und Funktionär, Sportfunktionär wohlgehemmt. Und Klaus Huhn war sehr sportlich.

Er war ein großer starker Mann, der zum Beispiel die spätere Kaderleiterin des *ND* einfach mal auf den Schrank hob, damit sie aufhörte, Unsinn zu erzählen. Als ihm der *ND*-Chefredakteur Joachim Herrmann Gelder für die Friedensfahrt, bis 1989 das wichtigste Rennen für Radsportamateure in Europa, das Huhn miterfunden hatte, verweigern wollte, hob er den langen Tisch, an dem das gesamte Redaktionskollegium saß, an. Schon 1946 war Huhn ins Wasser gesprungen, um nach Hiddensee zu schwimmen, weil am Abend zuvor kein Schiff mehr fuhr und er die Beerdigung von Gerhart Hauptmann nicht verpassen wollte. Er schwamm einen halben Kilometer und kehrte dann um, es war unmöglich. Den Artikel hat er natürlich trotzdem geschrieben, weil er's doch noch rechtzeitig schaffte, nachdem er die Bürgermeisterin von Neuendorf am Telefon überredet hatte, ihm ein Motorboot für die Überfahrt zu schicken. Huhn besorgte auch die Glückwünsche von Hans Albers für die erste Ausgabe des *ND*, obwohl der Schauspieler mit keinem Journalisten reden wollte. Da war er 18 und es war sein Debüt in der neuen Zeitung. Er verließ sie erst 1990, im Ärger darüber, dass die sich lieber eine nagelneue Telefonanlage im Westen kaufen wollte, statt die fast neue Anlage der *Wahrheit* zu übernehmen, das war die Tageszeitung der SEW, die Ende 1989, noch vor ihrer Partei, aufgegeben hatte.

Auch später ärgerte sich Huhn noch oft über das *ND*, so dass er lieber für die Sportseite dieser Zeitung schrieb. Ich lernte ihn Ende der 90er

Jahre kennen, als er regelmäßig den damaligen Chefredakteur besuchte. Dabei trat er freundlich und bestimmt, aber ohne jede Arroganz auf und brachte öfter eine Flasche Cognac und ein Päckchen rote Dunhill mit. Mit ihm zusammen zu arbeiten war beeindruckend. Rief man ihn morgens um elf an, um einen Artikel zu besprechen, hatte man das Gefühl, er legt gleich auf und legt dann sofort los. Sein Abschiedsgruß am Telefon war ganz im Stil der alten Zeit, als man noch Artikel »durchkabelte«, nicht »Tschüs«, sondern ein lakonisches, langgezogenes »Ende«. Und dann hatte man den Text genau zwei Stunden später und exakt so lang wie besprochen.

Klaus Huhns Produktivität war legendär. Schon in der DDR schrieb er praktisch nebenbei auf der Reiseschreibmaschine Bücher, während er auf Flughäfen wartete. 1991 gründete er mit seiner Frau Erika den Spotless-Verlag, »um gegen die Lügen über die DDR ins Felde zu ziehen«, wie er 2011 in dem lesenswerten Buch »Auch dem Papst half ich mal aus der Klemme«, seiner dritten oder vierten Autobiographie, formulierte. Spotless funktionierte wie ein linker Buchclub, die Bücher bekam man monatlich im Abonnement, und bestimmt die Hälfte davon stammten von Klaus Huhn. Besonders kümmerte er sich dabei um die Dopingvorwürfe und auch Enthüllungen gegen ost- und dann auch westdeutsche Sportler. Er wusste: Für die westdeutschen Dopingjäger galt der alte Reim von F. W. Bernstein »Die größten Kritiker der Elche waren früher selber welche«. Bei ihm war das anders. Er blieb ein Linker, der trotz des ganzen kommerziellen Terrors stets daran glaubte, dass der sportliche Wettkampf dem Frieden und der Völkerverständigung dienen soll.

Am 19. September 1941 hatten faschistische Truppen Kiew besetzt und allein an den nächsten beiden Tagen 3.4000 Juden ermordet. 630.000 sowjetische Soldaten gerieten in Kriegsgefangenschaft. Viele von ihnen wurden in überfüllten Güterzügen in Konzentrationslager abtransportiert.

Bald darauf geriet der Vormarsch der Deutschen ins Stocken, und man setzte darauf, durch Gesten gegenüber Teilen der Bevölkerung deren Sympathie zu gewinnen. Jahrzehnte später bekannte Reinhard Gehlen, damals im Generalstab des faschistischen Heeres tätig und später Chef des vor allem gegen die DDR operierenden Bundesnachrichtendienstes (BND), in seinen Memoiren zu diesem Thema: »Der politische Zweck des Feldzuges (...) wurde mit dem Nichterreichen des militärischen Zieles, völliges Niederwerfen der sowjetischen Streitkräfte, immer unglaubwürdiger. (...) Es war daher fast selbstverständlich, dass (...) Überlegungen angestellt wurden, was zu tun sei, um den Feldzug gegen die Sowjetunion dennoch mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg weiterzuführen und vor allem beenden zu können. Alle diese Überlegungen zielten darauf ab, durch eine entsprechende politische Zielsetzung, die dem russischen Staatsvolk positive Zukunftserwartungen eröffnete, dieses selbst zum Kampf gegen Stalin und sein System zu aktivieren.«

Bald darauf wurde eine aufwendige Kampagne gestartet. Werbeschriften wurden in riesigen Auflagen gedruckt und verteilt, Kinos und Theater wurden für die Bevölkerung geöffnet. Der Sport konnte in diesem Propagandafeldzug nicht fehlen. Man wusste um dessen Zugkraft und wollte vor allem die bekanntesten Aktiven einspannen. In Kiew gehörte Nikolai Trussewitsch zu den populärsten Persönlichkeiten. Der Torwart von Dynamo Moskau gehörte vor dem Krieg zu den herausragenden Spielern der sowjetischen Nationalmannschaft. Er arbeitete zu dieser Zeit in der Bäckerei eines deutschen Etappenoffiziers, der sich über die Maßen fußballbegeistert gab und seine Kommandeure überzeugen konnte, mit einer Mannschaft seines Betriebes Publikum anzulocken. Er gewann Trussewitsch, mit von der Partie zu sein, und der mobilisierte seine noch in Freiheit lebenden Mannschaftskameraden von Dynamo Kiew, wo er zuletzt gespielt hatte. Die meisten waren als Hilfsarbeiter in der Bäckerei tätig. Als jener Befehl erlassen wurde, mit dem man die Bevölkerung gewinnen wollte, enthielt der auch einen Passus, der Fußballspiele zuließ. Trussewitsch wählte für die Mannschaft den doppeldeutigen Namen »Start«, und man verpflichtete für das erste Spiel eine deutsche Eisenbahnerauswahl.

Die Zuschauerkulisse war mäßig, doch fand man schnell eine Erklärung. Viele Kiewer hatten geglaubt, dass es sich bei denen, die sich für dieses Spiel freiwillig gemeldet hatten, um Kollaborateure handelte. Das Ergebnis beseitigte diesen Verdacht: Mit 9:0 fiel der Sieg gegen die Deutschen so überzeugend aus, dass sich die Nachricht in Stunden in der ganzen Stadt verbreitete. Niemand glaubte, dass die Deutschen solche Niederlagen benutzen könnten, um Sympathie zu erwerben.

Siege für »Start«

In der deutschen Stadtkommandantur gab es eine handfeste Auseinandersetzung. Der zuständige Offizier rüffelte seine Untergebenen, dass sie die viel zu schwache Eisenbahnerauswahl in dieses so wichtige Spiel geschickt hatten. Daraufhin erging der Befehl, eine Soldatenmannschaft zu formieren und sie gegen »Start« antreten zu lassen. Diesmal kamen weit mehr Zuschauer und feierten einen überzeugenden 6:0-Sieg der Einheimischen. Der Fall wurde höheren Orts erörtert und als erstes vorgeschlagen, die »Start«-Elf aufzulösen und keine weiteren Fußballspiele mehr zu gestatten. Der Vorschlag wurde schließlich abgelehnt, weil man sich des Befehls erinnerte, die Atmosphäre zu »normalisieren«, und zudem waren die deutschen Niederlagen der ersten Spiele bereits allgemeines Stadtgespräch. Man beschloss also, eine renommierte Luftwaffenelf nach Kiew zu schicken, die

Die Faschisten geschlagen

Vor 75 Jahren besiegten ukrainische Fußballer eine Mannschaft der Wehrmacht. **Von Klaus Huhn**

andernorts bereits zahlreiche erfolgreiche Spiele gegen deutsche Mannschaften bestritten hatte. Da die aber über Nacht nicht herangeholt werden konnte, entschloss man sich, zunächst noch eine ungarische Mannschaft nach Kiew zu holen, in die man große Hoffnungen setzte und die das Risiko einer weiteren deutschen Niederlage vermied. Die MSG Wal unterlag 1:5. Der schwache Trost für die Okkupanten bestand darin, dass der inzwischen zum Volkshelden avancierte Torwart Trusewitsch in diesem Spiel zum ersten Mal überwunden worden war.

Anfang August 1942 traf endlich die deutsche Luftwaffenelf in Kiew ein und bestritt am 6. August das erste Spiel gegen »Start«. Es wurde ein erbittertes Duell, das die Kiewer mit 3:2 für sich entschieden. Nun befasste sich das zuständige Oberkommando mit der Affäre und ordnete eine Untersuchung an. Die Verantwortlichen der Luftwaffenelf führten ins Feld, dass niemand sie über die Spielstärke der gegnerischen Mannschaft informiert habe. Wäre man im Bilde gewesen, hätte man mühelos noch einige Spieler anderer Luftwaffenmannschaften einfliegen können. Inzwischen waren die Tribünen bei allen Spielen überfüllt, und die Erfolge von »Start« wurden frenetisch gefeiert. Der Jubel der Einheimischen aber war genau das Gegenteil von dem, was man sich von der »Lockerung« erhofft hatte.

»Die Roten siegen«

Die zuständigen Offiziere befahlen, so schnell wie möglich eine Revanche zu arrangieren und die Luftwaffenmannschaft zu verstärken. Das Spiel wurde für den 9. August anberaumt. Trusewitsch hatte den Bäckereichef wissen lassen, dass man für dieses Spiel dringend neue Trikots benötige und dass sich die Frauen einiger Spieler bereit erklärt hätten, diese zu nähen. Der ahnungslose Bäckereichef glaubte dem Torwart und hatte keine Einwände. So erschien die »Start«-Elf zu jenem Spiel statt in blau-weißen wie bisher in roten Jerseys und wurde vom Publikum mit Sprechchören empfangen: »Die Roten siegen!«

Die Situation im Stadion drohte zu eskalieren, aber die deutschen Offiziere auf der Tribüne konnten aufatmen: Die Luftwaffenelf ging 1:0 in Führung und erzielte bald darauf das 2:0.

Trusewitsch war gegen beide Treffer machtlos. In der Pause soll ein SS-Offizier in der »Start«-Kabine erschienen sein und gedroht haben, dass die Mannschaft ihr letztes Spiel bestritten hätte, wenn sie ernsthaft versuchen würde, den Rückstand wettzumachen. Er soll unverhohlen gedroht haben, die Mannschaft in diesem Fall ins nächste KZ transportieren zu lassen.

Als »Start« aufs Feld zurückkehrte, wusste jeder, was auf dem Spiel stand! Trusewitsch war es, der in der zweiten Halbzeit über sich hinauswuchs, nur noch einen Treffer hinnehmen musste, während die Stürmer seiner Elf fünf Treffer versenkten. 5:3 endete die Partie. Mit dem Ruf »Die Roten siegen!« zogen die Zuschauer aus dem Stadion durch die Stadt. Die umgehend erlassenen Befehle besiegelten das Schicksal der Mannschaft. Die meisten Spieler wurden in ein KZ-Lager verschleppt und dort grausam gefoltert. Von Trusewitsch hieß es, dass er mit den Worten »Wir werden siegen« in einem Kugelregen gestorben war. Seine Mannschaftskameraden Klimenko, Korotkich und Kusmenko wurden wenige Tage später umgebracht. Von diesem Tag an fanden bis Kriegsende keine Fußballspiele mehr in Kiew statt!

Deutsche Justiz leugnet

Die Erinnerung an das Todesspiel aber überstand die Jahrzehnte, wurde verfilmt, lieferte den Stoff für Dokumentationen, Romane – und nur eine einzige Instanz glaubte, der Welt weismachen zu können, dass es nie stattgefunden hatte: die Staatsanwaltschaft beim Hanseatischen Oberlandesgericht in Hamburg. Ermittlungen waren in den siebziger Jahren nach einem Bericht der *Stuttgarter Zeitung* über die Ermordung der vier Spieler wegen des Verdachts auf Kriegsverbrechen eingeleitet worden. Die unter dem Aktenzeichen JPr 1611/85 geführten Nachforschungen endeten – ergebnislos. Am 30. September 1985 wurde die offizielle Verlautbarung veröffentlicht: »Die von der Staatsanwaltschaft in dieser Sache geführten Ermittlungen führten zu keiner Klärung des Vorfalls. Auch nach Maßgabe der von den sowjetischen Behörden erbetenen und von diesen auch ge-

leisteten Rechtshilfe konnte weder ein Vorgang der behaupteten Art selbst noch ein – wie von der Stuttgarter Zeitung beschrieben – Sonderlager für sowjetische Kriegsgefangene, noch eine Luftwaffeneinheit, die für die behauptete Ausschreibung in Betracht kommen könnte, festgestellt werden. Die sowjetischen Behörden haben keinen Zeugen für die Tat benannt. Da weitere Beweismittel nicht zur Verfügung standen, musste das Verfahren im März 1976 eingestellt werden. Oberstaatsanwalt Beek«.

Allein diese Erklärung wäre eine gründliche Untersuchung wert, schon, weil sie so unglaublich klingend! In Kiew waren Denkmäler zur Erinnerung an dieses Spiel – eines trägt ein Hakenkreuz und beseitigt alle Zweifel bezüglich des Zeitpunkts des Geschehens – errichtet worden, aber die Hamburger Staatsanwaltschaft wollte Glauben machen, dass sowjetische Behörden »keine Zeugen für die Tat« benennen könnten! Dass bundesdeutsche Medien mit viel Eifer dem Bemühen der Staatsanwälte folgten, das Spiel als eine Erfindung auszugeben, muss nicht betont werden.

1976 war der letzte Überlebende des Spiels, Makar Gontscharenko, von der DDR-Sportvereinigung Dynamo nach Berlin eingeladen worden. Er schilderte uns damals die dramatischen Stunden jenes Spiels und wie seine Freunde und er nach der Befreiung in Stapeln von Bildern, die die fliehenden Deutschen zurückgelassen hatten, nach einem Foto jener Luftwaffenelf gesucht hatten, gegen die sie gespielt hatten. Sie fanden nur ein Porträt des Mannschaftsleiters, der ein von den Nazis gefeierter Jagdflieger gewesen war.

1962 hatte der sowjetische Regisseur Jewgeni Karelow einen Spielfilm über das Ereignis gedreht, der auch heute noch zuweilen im ukrainischen Fernsehen gezeigt wird. Selbst Hollywood hielt das Ereignis für filmreif, mochte aber wohl nicht in den Helden »Russen« sehen und verlegte das Geschehen nach Frankreich. Sylvester Stallone war einer der Hauptdarsteller.

2005 produzierte die ARD den Dokumentarfilm »Die Todeself«, der immerhin auf den vierten Rang der besten deutschen Fußballfilme gelangte, über den die *Frankfurter Rundschau* (5.6.2010) aber urteilte: »Der deutsche Dokumentarfilmer Claus Bredenbrock erzählt in »Die Todeself« eine differenzierte Geschichte. »Ein

ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Sieg am 9. August 1942 und der Verhaftung der Spieler sei erst einmal nicht zu erkennen«, meint Bredenbrock.«

Der bundesdeutsche Journalist Werner Skrentny hatte im *Tagesspiegel* (8.11.2001) daran erinnert, dass 1969 im DDR-Militärverlag die Filmerzählung »Das Spiel mit dem Tode« von Lothar Creutz und Carl Andrießen in einer Erstauflage von 45.000 Exemplaren erschienen war und dann den schottischen Autor Andy Dougan zitiert, dessen Buch »Dynamo – Defending the Honour of Kiev« (Verlag Fourth Estate London) eine der solidesten Forschungsarbeiten zu dem Spiel darstellt. Skrentny schildert den Vorgang so: »Am 22. Juni 1941 – an dem Tag ermittelten Rapid Wien und Schalke 04 in Berlin den Deutschen Meister – versammelten sich die Dynamos, um das neue Republik-Sportstadion von Kiew einzuweihen. Das geplante Spiel gegen die Armeemannschaft CDKA wurde allerdings nicht angepfiffen: Deutschland hatte die Sowjetunion überfallen, und in den Vororten der ukrainischen Hauptstadt fielen an diesem Sommertag bereits Bomben. (...) Am 19. September besetzten deutsche Truppen die Stadt. Dynamo Kiew gab es nicht mehr, als die Deutschen die Stadt eroberten – und gab es doch wieder.«

Zu danken sei das Josif Kordik: »Der hatte im Ersten Weltkrieg für die österreichisch-ungarische Monarchie gekämpft, arrangierte sich nun mit den neuen Machthabern und erhielt als sogenannter Volksdeutscher die Leitung der Bäckerei Nr. 1, mit 300 Beschäftigten die modernste Brotfabrik der Stadt.«

Kordik war fußballbegeistert und Dynamo-Fan. Er »nutzte seine neue Stellung und sammelte nach und nach die populärsten Sportler der Stadt«. Die ukrainischen Sportler, »neben Akteuren von Dynamo auch solche der Eisenbahner-Elf Lokomotive, waren glücklich über Arbeit und Obdach, die sie in der Brotfabrik gefunden hatten. An Spiele allerdings war nicht zu denken, bis Georgi Shvetsov, ein Sportlehrer, der unter den neuen Machtverhältnissen zum Journalisten avancierte, den Nazis den Vorschlag unterbreitete, eine Fußball-Liga einzurichten.« Hier schließt sich der Kreis zu den von Gehlen geschilderten faschistischen Plänen.

Die Spiele gehören allen

Weniger Rummel, weniger Reklame – ein Plädoyer für die Rettung der olympischen Idee. **Von Klaus Huhn**

In Rio haben die Sommerspiele begonnen. Ist der olympische Gedanke in der hemmungslosen Marktwirtschaft untergegangen? Fakt ist: Die Olympischen Spiele sind ein gigantisches Wirtschaftsunternehmen, an dem auch Amateure teilnehmen dürfen – noch. Über das Geschäftliche wurde im Vorfeld kaum gesprochen. Hauptthema war die Verwendung leistungssteigernder Mittel und damit verbunden eine sportpolitische Kampagne gegen Russland, dessen Mannschaft wegen des Vorwurfs systematischen Dopings komplett ausgeschlossen werden sollte. Das wurde vom IOC unter Führung des Deutschen Thomas Bach verhindert.

Die Forderung nach dem Ausschluss dieses oder jenes Teams ist nicht neu, ebenso wenig wie die Drohung einzelner Länder, im Falle des Auflaufens dieses oder jenes Teams die eigene Teilnahme zu verweigern. 1956 in Melbourne wollten etwa die USA den Ausschluss der Sowjetunion erreichen. Als Begründung diente der Ungarn-Aufstand beziehungsweise das Eingreifen der Staaten des Warschauer Vertrags in Budapest. Damals stand allerdings an der Spitze des IOC mit dem US-amerikanischen Milliardär Avery Brundage ein Mann, dem man sehr viel vorwerfen kann, eines jedoch nicht: die Verletzung der olympischen Prinzipien. Er überredete die Sowjets, die US-Mannschaft zum Frühstück einzuladen. Die

neugierigen Athleten konnten die Einladung nicht ausschlagen – und nach dieser Geste war kaum noch ein IOC-Mitglied bereit, die Russen auszuschließen. Mit seinem Handeln stand Brundage in der Tradition des französischen Barons Pierre de Coubertin.

Dieser hatte im Juni 1894 mit einem Kongress in der Pariser Universität Sorbonne den Versuch unternommen, die antike Tradition der Spiele wieder auferstehen zu lassen. Teilnehmer aus zahlreichen Ländern reisten an. Dass der reichsdeutsche Militärattaché Maximilian von Schwartzkoppen seine Teilnahme absagte, weil Frankreich in Berlin noch immer als Erzfeind galt, verwunderte kaum. Dennoch ließen es sich zwei Jahre später viele deutsche Athleten nicht nehmen, an den in Paris beschlossenen und in Athen veranstalteten ersten Olympischen Spielen teilzunehmen – obwohl sie daraufhin von ihren Verbänden und Vereinen ausgeschlossen wurden.

In seiner 1925 gehaltene Abschiedsrede ließ Coubertin die Welt noch einmal wissen, was seiner Ansicht nach den olympischen Gedanken bedrohe: »In welcher Richtung muss gearbeitet werden?« fragte er, und gab selbst die Antwort: »Weniger Rummel, weniger Reklame, weniger einengende Organisationen, weniger intolerante Verbandsgruppierungen, weniger schwerfällige hierarchische Strukturen.« Die heutigen Zustände

hatte Coubertin also schon vor einem Jahrhundert kommen sehen. »Der Sport«, konstatierte er, »hat sich in einer Gesellschaft entwickelt, der durch die Jagd nach dem Gelde Verderben bis aufs Mark droht. Es liegt nun an den Sportvereinen, mit gutem Beispiel voranzugehen, Ehre und Anständigkeit wieder zu pflegen, Lüge und Heuchelei aus ihrem Bereich zu verjagen (...)« Auch eine weitere seiner Warnungen klingt heute aktueller denn je: »Muss ich denn darauf hinweisen, dass die Spiele weder einem Land noch insbesondere irgendeiner Rasse gehören und dass sie von keiner irgendwie gearteten Gruppierung monopolisiert werden können? Sie sind weltumspannend. Sie müssen, ohne Diskussion, für alle Völker da sein!«

Dennoch wurden in den folgenden Jahrzehnten die Spiele sukzessive durchkapitalisiert. Dieser Prozess beschleunigte sich ab 1980, als der Spanier Juan Antonio Samaranch Präsident des IOC wurde – als Wunschkandidat der Sportartikelindustrie. Um seinen Stil zu charakterisieren, genügt eine simple Feststellung: Während alle früheren IOC-Präsidenten ihre Arbeit ehrenamtlich verrichtet hatten, kassierte Samaranch eine »steuerfreie Aufwandsentschädigung« von umgerechnet einer Million D-Mark pro Jahr.

Zudem hatten alle bis dahin amtierenden IOC-Präsidenten strikt auf ihre Haltung zum Berufs-

sport geachtet und dafür gesorgt, dass nur nicht-professionellen Sportlern die Teilnahme ermöglicht wurde. Samaranch ging auch hier andere Wege: 1981 wurde der Tischtennisverband in die olympische Familie aufgenommen – der erste Verband, der keinen Unterschied zwischen Amateuren und Profis machte.

Zu den größten Profiteuren des olympischen Geschäfts gehörten bald die kommerziellen Fernsehveranstalter. Die aber brauchten telegene und spektakuläre Sportarten. So hielten sie zum Beispiel das Ringen für »langweilig«. 2013 ließen sie es schließlich von den IOC-Mitgliedern aus dem olympischen Programm streichen. Nach lauten Protesten, denen sich auch der russische Präsident Wladimir Putin, anschloss, wurde diese Entscheidung wieder revidiert. Man kann dem amtierenden IOC-Präsidenten Thomas Bach nur raten, die Abschiedsrede Coubertins noch einmal Wort für Wort zu lesen. Nicht um Illusionen blühen zu lassen, sondern um Olympia zu retten.

■ Lesen Sie morgen auf den/iW-Themaseiten:

In der Krise. Zum Verhältnis von Drama und Theater

Von Jens Mehrle